

großen Meistern des Jahrhunderts gewesen ist. Nun dürfen wir aber nicht vergessen, wie es ihm ergangen ist. Geyse hat das neulich in seiner unvergleichlichen, ruhig und groß malenden Weise erzählt. „Waldmüller ist nämlich, sagt er nicht ohne eine sanfte Bosheit, Waldmüller ist nämlich der Ursecessionist von Wien. Vor so vielen Jahrzehnten hat er mit schneidiger Stimme Grundsätze verkündet, die von denen unserer Jungen nicht wesentlich abweichen. . . Auf der Akademie that er nicht gut, mußte sich also bald auf eigene Füße stellen. Er copierte jahrelang in den Museen und glaubte darin das Heil zu finden. Naturstudien, dieser Begriff war mir ganz fremd geblieben, so schreibt er 1846. Da ließ ein Hauptmann Stierle-Holzmeister von ihm seine Mutter malen, ganz so wie sie ist. Der Hauptmann — an seinem Wohnhause sollte man eine Gedenktafel anbringen — verlangte ausdrücklich die größte Naturtreue. Und bei diesem Bildnis gingen Waldmüller die Augen auf. Nun wußte er, was er Neues zu lernen und Altes zu vergessen habe. Er wurde Naturalist. Die Fährtschule fiel über ihn her, M. G. Saphir begeisterte ihn, der trotz alledem bereits Custos und Professor geworden. Sein ganzes Leben war von da an Kampf gegen den Eigensinn der Stabilitätsmänner. Rückkehr zur Natur war seine ewige Predigt in Schrift und Beispiel. . . Seine erste Schrift hatte einen förmlichen akademischen Strafproceß gegen ihn zur Folge. Er konnte sich nur retten, indem er zu Metternich gieng. Der Fürst, seit dem Wiener Congress ein intimer Freund Sir Thomas Lawrence's, erließ als Curator der Akademie einen Rügebrief an den Director. Metternich schrieb ganz secessionistisch: Die Akademie ist keine Zwangsanstalt, welche dem Lehrer wie dem Schüler verbieten kann, dem eigenen Genius zu folgen. . . Sogar einen Künstlerverein wollte Waldmüller bilden, genau eine Vereinigung bildender Künstler Oesterreichs, wie unsere Seceßion. Das wußten aber seine Feinde zu vereiteln. Die Weltausstellung führte ihn 1855 und 1856 nach Paris und London. Da schrieb er, tiefbekümmert über die Nichtigkeit der österreichischen Kunst, seine Andeutungen zur Belebung der vaterländischen Kunst. Schärfere war in Oesterreich noch nicht gedruckt worden. Er verlangte darin vor allem die Aufhebung aller Kunstakademien als ersten Schritt zur Besserung. Statt der acht bis zehn Jahre verkehrter Abrihtung an der Akademie sollten zwei Jahre Meisterschule genügen, der göttliche Funke und die Natur würden dann schon das Weitere besorgen. Das Geld, das die Akademie koste, sollte auf Ankäufe verwendet werden. Talentlosen Schülern sei überhaupt vom Weiterstudieren abzurathen u. s. f. So griff er das Nabel an der Wurzel an. . . Waldmüller küßte seinen Muth schwer genug. Er wurde nach hochnothpeinlicher Procedur mit halbem Gehalt (400 fl.) gnadenweise pensioniert. Das hat er nie verwunden. Es blieb der Wurm, der an ihm nagte, so daß er, der nie eine Krankheit gekannt und zu Fährts Alter bestimmt schien, nur 72 Jahre erreichte. Wiederum war es das Ausland, das ihn rechtfertigte. Auf der historischen Kunstausstellung in Köln (1861) hatte er solches Aufsehen erregt, daß er den Rothen Adler-Orden bekam. Nun schämte sich Wien und Schmerling verschaffte ihm 1863 den Franz Josefs-Orden. Er wollte ihn erst nicht einmal annehmen, da er sich in Strafe befand. 1864 empfing ihn dann der Kaiser in Audienz und 1865 erhielt er die volle Pension. Aber schon das Jahr darauf starb er. Das ist das Leben des ersten Wiener Seceßionisten. Wer denkt da nicht an Schindler, der auch Jahre lang gelitten hat, während die Schönfärber sich brüsten konnten? Wer denkt nicht an den edlen Hörmann, den auch die „Hauflerer“ zu Tod gequält und gehöhnt haben? Wer denkt nicht an unseren Olbrich, den sie auch jetzt am liebsten steinigen möchten, weil er es wagt, ein Baumeister zu sein, statt ein Zuckerbäcker?

Neben Waldmüller werden alle anderen klein: der süßliche und transparente Amerling, der titanische Rahl, der immer etwas von einem falschen Herkules hat, sogar Gauer mann und Danhauser, der doch manchmal an die besten Engländer erinnert; von den entseßlichen Declamationen der Wurziuger und Ruben gar nicht zu reden. Nur einer ist da, der sich mit Waldmüller messen kann: August von Pettenkofen. Auch ein Seceßionist, nur freilich in einem anderen Sinne: nämlich einer für sich. Er ist kein Streiter gewesen, er hat niemanden bekehren wollen, er ist lieber weggegangen. Er war immer auf Reisen, in Wien hatte er nicht einmal eine Wohnung, so hat er sich gerettet. In seinem geliebten Szolnok an der Theiß, das er so oft gemalt hat, oder später in Venedig hat er geschaffen und nicht nach den Leuten gefragt. Er hat nicht gemalt, um zu gefallen, nicht für den Markt und nicht um den Ruhm, sondern um etwas Schönes zu machen, um der Sache selbst des Malens willen. Wie herrlich sind diese unscheinbaren und winzigen Dinge von ihm! Die ersten drücken noch ihr Thema auf die dürftige und graue Art der älteren Malerei aus, bald werden ihre Mittel reicher, er geht in die Sonne, er badet sich im Licht, die Luft dringt herein. Nichts ist an seinen Bildern jemals so, wie „man es halt macht“, oder „wie es halt gefällt“. Er malt, was er sieht, wie er es sieht, was er fühlt, wie er es fühlt: das Seine auf seine Weise. So gelingt es ihm, eine Welt zu schaffen. Mit jedem Menschen wird ja eine Welt geboren, die ihm allein

gehört, die kein anderer sehen kann, die nicht war, bevor er sie erblickt hat, die niemals mehr sein wird, wenn sein Blick erloschen ist; diese Welt des Menschen ist sein Leben. Sie drückt der Künstler in seinen Werken aus, damit sie nicht sterben soll. Er ist ein Erzähler von einem fremden Land, das nur er allein gesehen hat, von Tönen, die nur in seinem Ohr sind, von Farben, die in seinem Auge nur leben. Das ist immer der Sinn der Kunst für den Künstler gewesen: Nachrichten zu geben von der Welt, die durch seine Berührung mit der wirklichen, in seinem Ohr, in seinem Auge, erst entsteht. Nur in den schlechten Zeiten ist der Name der Kunst entstellt worden, als ob sie etwas wäre, das alle Menschen haben, während sie doch das Eigenthum des Künstlers zeigen soll: das, was er für sich allein hat, seine einzige Schönheit. Die hat Pettenkofen gemalt, nicht das gemeine Hübsche, das alle haben. Darum würden sie ihn heute auch einen Seceßionisten nennen. Seltsame Gedanken macht man sich von den Werken der „Celebritäten“ von damals. Ihnen ist damals vom Publicum gehuldigt worden, weil sie seinen Launen gedient haben. Und heute? Es ist kaum fünfzig Jahre her und sie sind vergessen. Wer kennt ihre Namen? Und wie altmodisch sind sie schon geworden, die Künstler nach der Mode! Man kann höchstens noch ein antiquarisches Interesse für sie haben; wir sind ein bißchen gerührt, wie bei welken Blumen und blaffen Schleifen in einem alten Buch, aber wir können den dumpfen Geruch nicht vertragen. Nein, der Künstler ist verloren, der nach den anderen fragt, seinem Geschmack nicht vertraut, sondern den Beifall will, zu dienen bereit, da er doch ein Herrscher sein soll. Nur auf seine innere Stimme zu hören, sich treu zu sein, niemandem zu gehorchen, das ist sein Gesetz.

So spricht die Genossenschaft durch die Werke der Alten. Sie sollte es eigentlich lieber nicht.

Hermann Vahr.

Der Vielgeprüfte.

Lustspiel in drei Acten von Wilhelm Meyer-Förster. Aufgeführt am Hofburgtheater am 25. October 1898.

Als ich nach der Premiere des „Vielgeprüften“ das Burgtheater verließ, da dachte ich mir, es werde genügen, wenn ich mit wenigen Worten über das unglückliche, aber wohlverdiente Schicksal der Novität berichte. Ich wurde aber gar bald eines anderen belehrt. Ich traf vor dem Theater den Autor. „Ich bin überzeugt, das Stück hätte in Berlin riesig gefallen; es ist schade darum, daß es in Wien gegeben wurde. Es ist zu gut für hier, zu literarisch. Das versteht man hier nicht.“ So der Autor. Ich hatte nur Zeit ein paar schüchterne Worte des Widerspruches zu stammeln, da unser Gespräch gleich durch das Erscheinen eines Dritten unterbrochen wurde. Der Autor wird aber diese seine Meinung über sein Stück und über uns Wiener nicht nur mir anvertraut haben, sondern sie sicher auch anderwärts vertreten — ja vielleicht wird sie auch von einer oder der anderen jener Personen getheilt, die bei der Frage der Annahme des Stückes für Wien „Sitz und Stimme“ gehabt haben. Und so bin ich wohl berechtigt, ja bemüßigt, anknüpfend an diese Aeußerung eine Frage zu erörtern, die mir wohl sonst gar nicht in den Sinn gekommen wäre, die nach dem „literarischen“ Charakter des „Vielgeprüften“.

Man wird mir wohl nicht vorwerfen können, daß ich der modernen „literarischen“ und speciell der Berliner Production ablehnend gegenüber stehe. Ich habe ja so oft den entgegengesetzten Vorwurf anhören müssen und zwar von Personen, welche mir „maßgebend“ sein mußten und in gewissem Sinne auch „Autoritäten“ waren, wenn man sie auch gerade nicht immer „maßgebende Autoritäten“ nennen konnte. Ich fühle mich um so unbefangener, als ich desjelben Autors „Krimhild“ hier zur Aufführung gebracht habe, ein Stück, das in Berlin „verkauft“ wurde und in Wien dreizehn Aufführungen erlebte, und als ich mich an dem Mißerfolg seiner „Bösen Nacht“ in Wien mindestens insofern mitschuldig gemacht habe, als ich seinen Wünschen hinsichtlich der Besetzung der Hauptrolle nachgab. Ich hatte an eine Charakterkomödie (also etwas „literarisches“) mit Herrn Bonn gedacht: gespielt wurde ein ins übertriebene Possenhafte gezogener Schwank mit Herrn Thimig. Vielleicht wäre aber auch das Stück mit Bonn ebenso durchgefallen. Möglich. Ich sage das aber nicht gegen den Autor, sondern gegen mich. Denn die Leute, die hinterher, wenn auch etwas schief gegangen ist, doch immer Recht gehabt haben wollen, sind mir zuwider und ich suche mich darum auch selbst vor derlei zu hüten.

Nun also, diesmal kann man wohl kaum der Darstellung die Schuld am Durchfall zuschreiben. Jrgend jemand muß aber die Schuld haben. Das Publicum meinte, der Dichter habe sie: der Dichter aber meinte, das Publicum habe sie, denn sein Stück sei „literarisch“.

Was soll nun das „literarische“ an dem Stück sein? Da muß man zunächst eines zugeben: dem Stück liegt keine üble Idee zu Grunde, ja, wenn man will, sind zwei gute Ideen da. Der junge Chemann, der noch in Prüfungsnöthen steckt und dem aus der Prüfungsmisere auch noch die Familienmisere erwächst, ist eine